

Eine von vielen [Schluss]

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572081>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der zierlichen, wohlverschlossenen Berlina ihres Vaters, wenn auf dem holprichten Wege ihre offene, mit allerlei Gerätschaften beladene Koffer gegen einen Stein stieß und sie und den weinenden Knaben unsanft schüttelte.

In der neuen Garnison war es vollends ganz anders als im väterlichen Hause; sie befand sich in einer alten kleinen Stadt, mußte mit ein paar niedern, unscheinbaren Zimmern vorlieb nehmen und vieles selbst besorgen, was sie sonst gewohnt war, von Dienstboten verrichten zu lassen. In der

Festung gab es weder Theater noch Assembles, also wenig Zerstreuung, und ihr Mann sah es nicht mehr gern, wenn sie Gesellschaft bei sich versammelte und wie ehemals lustig sein oder doch lustig scheinen wollte. Sie bemerkte eine neue Erscheinung an ihm, einen leisen Hang zur Eifersucht, den sie zwar nicht eigentlich ihrem Betragen zuschreiben konnte, der sich aber leicht erklären ließ; denn Helwing war, wie schon gesagt, viel älter als seine Frau.

(Schluß folgt).

Eine von vielen.

Nachdruck verboten.

Skizze von Johanna Siebel, Zürich.

(Schluß).

Elisabeth hält den Brief eine kleine Weile in der Hand; die Hand bebzt. Sie hat nicht das Bedürfnis, die Worte noch einmal durchzulesen, jedes einzelne hat sich ihr mit einer schroffen, grausamen Klarheit eingegraben. Die Sätze führen in ihrem Hirn einen wilden, tollen Tanz auf. „Ich habe sicherere Kapitalanlagen gemacht,“ sagt mit kalter, hohnlachender Ueberlegenheit der eine. „Auch der Reichthum hat seine Sorgen,“ kichert belustigt der andre; „da ist der Korpsstudent, da ist der Bonner Huzar!“ „Ja, unser Leben ist teuer,“ nickt der dritte mit prozedem Pathos. „Ich bin Dir wahrscheinlich eine Enttäuschung,“ spottet der vierte, und der fünfte sagt mit frommen Augen und sanftem, salbungsvollem Prediger-ton: „Aber ich will nur Dein Bestes!“

Ein wüster Schmerz sticht und wühlt in Elisabeths Hirn: „Ich weiß, ich weiß,“ ächzt sie gequält; „laßt mich!“

Zu ihren dunkeln Augen ist ein verständnisloser, leerer Ausdruck; die Muskeln ihres Gesichtes werden schlaff, blutlos. Sie sieht totenblaß aus.

So steht sie lange starr, wie von Sinnen vor tiefenttäuschten Leid. Dann nimmt sie den Brief, den sie vorher mit spizen Fingern, als ob er sie stäche, auf den Tisch gelegt. Es überkommt sie, ihn in kleine Atome zu zerstückeln; sie vermeint, es müsse eine Lust sein, ihn so zu zerlegen, wie ihr die Hoffnungen zerlegt worden sind. Doch als sie mit der Zerstückelung beginnen will, bedenkt sie sich. „Nein, ich will ihn aufbewahren,“ sagt sie mit einer harten, klanglosen Stimme, „damit ich ihn durchlesen kann, wenn mich je wieder die Lust anwandeln sollte, mich nicht allein tapfer durchs Leben zu schlagen. Die Lektüre wird mir und andern die Mühe des Schreibens gründlich ersparen!“

Um Elisabeths blassen Mund irrt ein unjählich bitterer Zug, als sie das Schriftstück jetzt mit umständlicher Sorgfalt in ihre Geheimkassette einschleift. Ihr ist zum Sterben elend zu Sinn; flüchtig durchzuckt ihre müden, leidenschöpften Gedanken die Möglichkeit, selbst all dieser Qual, diesem schmerzhaften Taumeln durchs Dasein ein Ende zu machen, zu schlafen, tief, traum- und fühllos zu schlafen. „Etwas, das niemand schadet und Selbstbefreiung bedeutet, kann kein Verbrechen sein,“ raimen die bleichen, zuckenden Lippen.

„Aber es wäre feige,“ schreit sie rauh und wimmert dann traurig: „Arme, kleine Seele, nun werde ich doch wortbrüchtig! Und hatte doch gedacht, wenn nicht anders möglich, mir mit den Fingernägeln den Weg zum Vollwert des Lebens zu graben! Aber ich kann nicht kriechen, nicht betteln! Hörst du, ich kann nicht!“

Dann nimmt sie die abgetragene Jacke und den abgenutzten Hut und geht, ihre Stunde zu geben; sie muß mit einem jungen, übermühtigen Ding, das in der Schule nicht gut nachkommt, französische Verben konjugieren. Müde, schwerfälligen Schrittes zieht sie ihre schwächliche Gestalt durch die Straßen.

Als Elisabeth bei dem Hause ihrer Schülerin anlangt, muß sie sich einen Augenblick an dem Treppengeländer festhalten; ihr Herz klopft so schwer, und ihre Knie zittern; sie läßt sich eine kleine Weile in hilfloser Mattigkeit auf der Stufe nieder, um Atem und Kraft zu schöpfen. Dann tritt sie ins Zimmer.

Das junge Ding ist zerstreut und vergnügter denn je; die Augen tanzen über das Buch hinweg in den goldenen Sonnenschein hinein: „Fräulein, Mama gibt mir am Samstag ein Maskenfest. Nach der Stunde muß ich mein Kostüm ausprobieren, eine Bierrette, entzückend, sag' ich Ihnen, einfach himmlisch! Bester Karl würde sagen: gleichschickhaft schön; der hat immer so pyramidale

keine Ausdrücke. Es ist weiße, schimmernde Seide mit schwarzen, glänzenden Ponpons; die Strümpfe sind schwarz und die Schühlein weiß, zu reizend wie das aussieht! Und Sie glauben gar nicht, wie einfach famos mir der Spizhut steht!“ „Doch, doch,“ sagt das Fräulein, und in ihrem kreisenden Hirn klingen die Worte: „Reiche Leute haben auch ihre Sorgen!“ Aber nicht so grausam harte wie die Armen!“ Stößt sie unwillkürlich rauh hervor. „Wie meinen Sie, Fräulein?“ begehrt Gilly halb höflich, halb neugierig zu wissen. „O nichts,“ versetzt Elisabeth tonlos und fährt sich flüchtig mit der Hand über die heißen, harnvollen Augen. „Sagen Sie mir bitte das Présent von prendre! Commencez: je prends, tu prends . . .“

„Nein, Gilly, nicht prennont, sondern ils prennent; das sollten Sie sich endlich merken!“

„Herrgott, Fräulein, ich hab's wirklich nicht so entsetzlich nötig, das zu wissen!“ lacht die lustige Gilly. „Wenn ich nur recht gut auf deutsch weiß, was ich mir nehmen will, und das weiß ich schon ganz genau, ohne viel Kopfzerbrechen. Da nehm' ich mir zum Beispiel bei der Damenwahl auf unserm Maskenfest nächsten Samstag den Fritz Harden; der ist der allerflotteste unter den Primanern. Wie der tanzt, wie der die Mütze zieht! Sehen Sie mal, so!“

Gilly macht eine unendlich steife, förmliche Armbewegung. Elisabeth lächelt — ein trübes, verzerrtes Lächeln! Sie will sich gerne mit dem frohen, sorglosen Kinde freuen; aber ihr Herz schlägt so dumpf, und in ihren Ohren braust und rauscht es.

„Sie sehen heute zum Entsetzen bleich aus,“ sagt Gilly erschrocken. „Sind Sie krank, Fräulein? Soll ich Ihnen ein Glas Wasser holen?“

Elisabeth schüttelt den Kopf. Dann steht sie schwerfällig auf; die Stunde ist zu Ende — eine Stunde bitterer Herzensqual, eine Stunde, in der ihr Mund nüchterne Worte formte und in der ihre traurige Seele verzweifelt geschluchzt hat!

Beim Aufstehen nimmt Elisabeth vom Tisch das kleine Geldstück, das man regelmäßig dahinterlegt, „damit sich,“ wie die Frau vom Hause ihr nach der ersten Stunde erklärend gesagt, „der Betrag nicht anhäufte; die fünfzig Pfennig jedesmal sind wie nichts; die merkt man natürlich kaum!“

„So nehme ich auch etwas,“ sagt Elisabeth mit ganz besonderer Betonung leise vor sich hin, als sie bedächtig das Geldstück in die kleine, abgegriffene Börse steckt. Dann verläßt sie eilig das Zimmer. Ihr wollen plötzlich die Tränen kommen, und sie ist nicht gewöhnt, vor andern Augen zu weinen —

Elisabeth Werner hat weiterhin gezogen am Mühseligkeitsfaden ihres Lebens. Eine von vielen!

Sie hat sie weiter dahingeschleppt, die matte freundlose Existenz, und hat ihre karglichen Stunden gegeben zu fünfzig Pfennig und zu fünfundsiebzig und wenn's hoch kam zu einer Mark. Zu einer möglichen neuen Enttäuschung hat sie nie wieder den Mut gefunden; dazu war ihre Natur zu schwer, zu schwer, zu wenig elastisch. Ihre Energie ward durch die Antwort auf den einzigen Bittbrief ihres Lebens förmlich zer schlagen.

Sie war verblüht, zerknittert, zermürbt vor der Zeit, eine jener traurigen Schlafwandlerinnen, für die es zur Varnberzigkeit wird, wenn kein barischer Ruf ihnen nutzlos den Abgrund ihres Glends zeigt, an dem sie mit abgestumpften Sinnen vorbeischieben, deren müde Seelen nach solchem Nuse in trübem Schrecken fragen würden: „Warum weckt ihr uns? Da wir wachen wollten, achtetet ihr unser nicht; warum uns stören jetzt, da unsere Kraft so völlig stoch geworden? Laßt uns! Es ist zu spät!“ — — —

